

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1897)
Heft: 1

Artikel: Im Nordosten von Kamerun
Autor: Autenrieth / Stolz, C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

menen Völkerschaften, den Wakuafi und Wandorobo, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, dass sie keine eigentlichen Völker, sondern nur Berufskasten eines Volkes bilden und füglich zu den Massai gestellt werden dürfen. Die zwitschernde Sprache der Wandorobo, von der Fischer schreibt, und die wahrscheinlich die Meinung erwecken sollte, dass hier wieder ein Sprengteil der Hottentottensprache gefunden sei, existiert gar nicht. Es sind jene Leute einfach Massai, die keine Viehherden besitzen und von der Jagd leben, die Wakuafi hingegen ansässige, ackerbau-treibende Massai.

Es ist schade, je mehr man reist und sieht, je mehr drängt sich einem das Bedürfnis auf, noch mehr zu sehen, und man kommt eigentlich nie zu einem Ziele, ebensowenig als beim Suchen und Erkennen des eigenen Ich.“

Im Nordosten von Kamerun.

Nach den Mitteilungen von Missionar Fr. Autenrieth*), von C. Stolz, St. Gallen.

Etwa 10 Stunden oberhalb der Mündung des Wuri liegt am Abo, einem Nebenfluss desselben, als Stützpunkt für die weitverzweigte Arbeit im hügeligen Abolande die Basler Missionsstation Mangamba. Von der auf einer Anhöhe liegenden Station aus sieht man in der Ferne einen weissen Berg, der stets die Verwunderung der Europäer erregt hatte, weil nur das eine sicher war, dass es kein Schneeberg sein könne. Bei klarem Wetter ist der nordöstliche Horizont begrenzt von den schönen Nkosi**)-Bergen mit ihren kühnen Formen. Diese Gegenden waren bisher nicht nur den Europäern unbekannt, sondern auch von den Eingeborenen war über sie absolut keine zuverlässige Kunde zu erhalten. Besonders an den kuppelförmigen, ca. 2500 m hohen Kupe-Berg knüpfen sich so viele grausige Hexen- und Gespenstergeschichten, dass die Leute überzeugt sind, es brauche ein ganz

*) Missions-Magazin 1894. Nr. 2, 4, 5.

***) Bisher irrtümlich Bakosi genannt — dies ist der Name des Volkes und nicht des Landes.

besonderes Hexenmittel, um sich gegen diesen Zauber schützen und lebend aus dem Bereich des Wunderberges zurückkehren zu können.

Es musste den Missionaren schon im Interesse der Ausdehnung der Arbeit ins Innere der Wunsch naheliegen, etwas Gewisses über diese verzauberte Welt zu erfahren. Ein erstmaliger Vorstoss im Jahre 1891 misslang, weil ein Häuptling, dessen Stadt man passieren musste, die Reisenden nicht durchliess. Im März 1893 wurden auf einer 11tägigen Reise über Wegverhältnisse und Bevölkerung Beobachtungen gemacht, die so ermutigend ausfielen, dass im Juni und Juli desselben Jahres Missionar Autenrieth, auf einem Teil des Weges von seinem Mitarbeiter Wittwer begleitet, in einer 41tägigen Reise das Bergland aufsuchte. Es war keine leichte Sache, Träger zu gewinnen. Schon bei der kürzeren Reise im März hatten die heidnischen Verwandten der den Missionar begleitenden christlichen Jünglinge unter Tränen auf Nimmerwiedersehen von ihnen Abschied genommen und waren freudig erstaunt, sie unversehrt in die Heimat zurückkehren zu sehen. Sorgfältig musste das Ziel der Reise verschwiegen und die Bedingungen so günstig als möglich gestellt werden. Endlich gelang es, 12 Jünglinge, meist Christen oder Taufbewerber, auf unbestimmte Zeit zu engagieren.

Die als Tauschmittel nötigen Waren: Tabak, Baumwollstoffe, Teppiche, alte Hüte, Faden, Knöpfe, Messer, Glasperlen, Nadeln, Thonpfeifen etc. wurden in Lasten von 55 Pfd. abgeteilt. Dazu kamen die dem Europäer unentbehrlichen Reiseeffekten: Kleider, Kochgeschirr, Arzneien, Feldstecher, Kompass, Thermometer etc., dann einige Lebensmittel und zwei Hängematten, die nachts als Lagerstätte dienen sollten, denn auch der hart gewöhnte Europäer kann nach einem ermüdenden Tagemarsche nur schwer auf dem Lager des Negers Ruhe finden, das aus einem Holzgerüste besteht und, wenn es nicht unter der Last des Schläfers zusammenbricht, doch seinen Rippen derart zusetzt, dass er sich von der gehabten „Nachtruhe“ erholen muss.

Am 12. Juni wurde von Mangamba aufgebrochen und die erste Nacht auf der 2 Stunden entfernten Aussenstation Besungakang zugebracht. Von hier ging es in den Urwald hinein, der auf zwei Tagereisen ausser einem kleinen Dörfchen am Mbome-Fluss keine menschlichen Ansiedlungen aufweist. Der dritte Reisetag brachte die Karawane in das sehr heisse Fan-Gebiet,

das von einem kleinen, dem Abo verwandten Stamme bewohnt ist und kaum ein Dutzend kleine Dörfer umfasst. Da die Mission hier schon etwas bekannt war, wurden die Reisenden vom Oberhäuptling gastlich aufgenommen und nahmen sich vor, die nördlich und nordöstlich gelegenen Fan-Dörfer zu besuchen, als ein unerwartetes Hindernis eintrat. In der Nähe lag ein Dorf des zerstreut wohnenden Bongking-Stammes, der wegen eines Weiberdiebstahls ein schlechtes Gewissen hatte und nun über die Ankunft von Weissen erschrocken war. Auf unerklärliche Weise hatte sich das Gerücht verbreitet, die Missionare hätten eine Regierungstruppe im Walde versteckt, um sie, nachdem die Leute sicher gemacht seien, hervorbrechen zu lassen. Es zogen 80 bis 100 streitbare Männer auf den Hof des Oberhäuptlings zum Palaver. Da die Missionare nicht dazu geladen waren, benutzten sie die Zeit während der voraussichtlich langen Redeschlacht zu einem Abstecher nach Süden und verdankten der Durchkreuzung ihres ursprünglichen Reiseplanes eine interessante Entdeckung. Einem der Führer kam es nämlich in den Sinn, sie an eine Stelle zu führen, von wo aus ein Berg zu sehen sei. Zu ihrem Erstaunen sahen sie den von Mangamba aus oft betrachteten rätselhaften weissen Berg in nicht zu grosser Entfernung. Mit dem Fernrohr liess sich erkennen, dass die eigentümliche Färbung desselben von einem den Berg bedeckenden hellfarbigen Grase herrühre. Da der Berg inmitten eines ununterbrochenen Urwaldes sich eigentümlich ausnimmt und zudem von einem grossen Wasser am Fusse desselben berichtet wurde, das Ebbe und Flut habe, wurde beschlossen, diesen Rätseln auf die Spur zu kommen. In Begleitung von 6 Elefantenjägern wurde über zwei Stunden durch den Urwald marschiert, bis die Karavane plötzlich durch ein kleines Pförtchen aus seinen Hallen heraustrat. Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung lag etwa 300 m entfernt der weisse Berg vor ihnen. Sein Fuss ist von der Ebene, auf der er sich erhebt, scharf abgegrenzt und steil; wie von Menschenhand aufgeschüttet und geglättet, steigt er bis zu einer Höhe von 300 m an. Eine kreisförmige, vom Urwald unangetastete, etwa 240—400 m breite Zone, die sich vom Walde genau abhebt, umgiebt ihn. Seine Farbe erscheint oft so auffallend hell, dass er in der Ferne wie ein Schneeberg aussieht, was teilweise durch den Reflex der mit dem gleichen Grase bewachsenen Fläche bewirkt werden mag. Die Ab- und Zunahme

der Färbung hängt wohl mit der jeweiligen Beschaffenheit des Grases zusammen.

Vorerst wandten die Reisenden sich, nördlich vom Berge in westlicher Richtung die Grasfläche überschreitend und auf Elefantenspuren kreuz und quer das Waldgehege durchbrechend, dem geheimnisvollen See zu. Nach einer starken halben Stunde standen sie an seinem Ufer, das mit dunklem, dichtem Urwald umsäumt war. Die Länge des Sees mag etwas über 1 Kilometer betragen, nicht viel weniger seine Breite. Schaurige Stille, ähnlich wie an den hochgelegenen einsamen Schwarzwaldseen, lagerte auf dem düstern Gewässer. Hätten nicht die vielen Fussspuren von Elefanten im weichen Seeufer auf einiges Leben hingedeutet, so hätte man sich in eine völlig ausgestorbene Welt versetzt glauben können.

Bald brach die Nacht herein. An dem lodernden Feuer wurden die mitgebrachten Maiskolben und Pisangfrüchte gebraten und ein wässriger Kaffee gekocht, und dann richtete man sich für die Nacht ein. Die Hängematte wurde in Ermanglung eines bessern Platzes quer über einen Elefantenpfad gespannt, und die Begleiter quartierten sich unter einem zerfallenen Blätterdach ein, das von einer früheren Jagd herrühren mochte. Vor dem Schlafengehen sangen die Träger vergnügt ihren ganzen Vorrat auswendig gelernter Lieder. Kaum hatte die Gesellschaft sich zur Ruhe begeben, als sie durch ein Rauschen in den Wipfeln der Bäume und ein plötzlich hereinbrechendes tropisches Gewitter geweckt wurde. Von dem sechsständigen wolkenbruchartigen Regen durchnässt, war sie froh, als der Morgen anbrach. Zuerst wurde ein Bad im See genommen und dieser dann näher angesehen. Das Wasser zeigte eine Temperatur von 26° R. bei einer Lufttemperatur von 19° . Auffallend war, dass die durch keinen Windhauch bewegte Wasserfläche in ziemlich rascher Bewegung von Ost nach West sich befand, ohne dass der Wasserstand sich dadurch veränderte. Nach einiger Zeit floss das Wasser von West nach Ost zurück. Kein Wunder, dass dieser merkwürdige See auf die Phantasie der Eingeborenen grossen Eindruck machte. Es soll der Sage nach eine Stadt an seiner Stelle gestanden und in die Tiefe gesunken sein, daher der Name Di-dia, d. h. er (der Ort) ist verlassen. Es ist anzunehmen, dass die den See bildende Erdsenkung mit der Eruption, der der weisse Berg seine Entstehung verdankt, im Zusammenhang steht. Der See hat weder Zufluss noch

Abfluss und wird offenbar durch warme (alternierende?) Quellen gespeist. Er beherbergt keine Fische, wohl aber Krokodile, Schildkröten, Wasserschlangen, Molche, Wasserkäfer und eine Menge Blutegel.

Um 8 Uhr wurde nach dem weissen Berge aufgebrochen und derselbe auf der Westseite bestiegen. Er ist mit mannhohem Grase bewachsen und besteht aus losem Lavageröll. Statt des erwarteten Plateaus auf der Höhe des Berges fanden die Reisenden plötzlich einen Abgrund vor sich, einen ca. 40—50 m tiefen, trichterförmigen Krater, dessen Rand an der Stelle des Aufstiegs nur einige Zoll breit war. Diese scharfe Kante und das Fehlen des Waldes spricht für das geringe Alter des Berges, der dank seiner freien Lage eine überraschende Fernsicht bietet: weite Waldung ringsum, im fernen Südwesten die breite Masse des Götterberges (Mongo ma Loba oder Kamerunberg), landeinwärts kühn aufsteigende grossartige Gebirge und im Süden als kleiner heller Punkt die Station Mangamba.

Wie erschreckt A., als er seinen Reisegefährten Wittwer plötzlich wie leblos im Grase liegen sah. Es fand sich, dass einer der zahllosen Blutegel des Didia-Sees sich an ihm festgebissen und ihm einen bedeutenden Blutverlust beigebracht hatte. Nachdem er sich erholt hatte, wurde der Abstieg auf der Ostseite als Rutschpartie unternommen, worauf die Reisenden für drei Stunden im Gehege des Elefantenwaldes verschwanden. Den Rückweg über Fan musste Wittwer auf den Schultern der Abojünglinge, die fröhlich im Tragen abwechselten, zurücklegen.

Der weisse Berg heisst bei den Fan Yongo = Speer, wohl im Hinweis auf den einst in die Höhe geschleuderten leuchtenden Auswurf des Vulkans. Interessant ist, dass die Leute sich eines Duala-Wortes bedienen, wahrscheinlich in der abergläubischen Furcht, durch einen Namen in ihrer eigenen Sprache die Aufmerksamkeit der Berggeister auf sich zu ziehen. Da die Duala ihre Wohnsitze erst seit etwa 200 Jahren innehaben und die Fan vorher kein Duala-Wort benützen konnten, ist anzunehmen, dass die Entstehung des Berges und wohl auch des Didia-Sees kaum hinter den genannten Zeitraum zurückgeht. Als Sitz der Berggeister ist der Berg bei den Eingebornen gefürchtet und vorher nie bestiegen worden.

In Fan war mittlerweile das Palaver zu Gunsten der Missionare entschieden worden, so dass sie am andern Morgen,

nachdem W. wieder marschfähig geworden war, in nordöstlicher Richtung aufbrachen und nach 1¹/₂stündigem Marsche die Grenzpalissaden zwischen Fan und Bongking überstiegen. Hier wurden sie in freundlicher Absicht eingeladen, Halt zu machen und der Wunsch ausgesprochen, dass die Missionare wiederkommen und sie in der „Gottessache“ unterrichten möchten. Auch bei dem benachbarten Mamelo-Stamme fand sich freundliche Aufnahme und zahlreiche Zuhörerschaft. Die Mamelo scheinen zahlreicher zu sein als die Fan und Bongking. Hier ist die Scheidegrenze zwischen den Bantu- und den sudanesischen Sprachen, und damit begann die Schwierigkeit, sich mit Duala verständlich zu machen.

An die Stelle des bisherigen Hügellandes trat nun ein nach Ost und Nordost sich weithinziehendes Flachland, das wahrscheinlich das Gebiet des Didambe- und Wuri-Flusses bis zu dem nördlichen Gebirgskranz umschliesst. Der Weg führt durch eine fruchtbare Gegend, in deren schwarzem Lavaboden die zahlreichen Pflanzungen von Pisang, Mais, Yams, Erdnuss u. s. w. kräftiger gedeihen als in dem magern Sandboden von Abo. Kurz ehe die Reisenden das erste Mfun-Dorf erreichten, stand plötzlich der Kupe-Berg in der Entfernung von nur wenigen Stunden in seiner ganzen Grossartigkeit vor ihnen. A. schreibt darüber: „Von der Spitze bis fast zur Bodenfläche der Tiefebene fällt er auf der südlichen Seite ohne Abstufungen so stark ab, dass hier von einer Besteigung nicht die Rede sein kann. Auch menschliche Ansiedelungen sind auf dieser Seite in den höheren Lagen ausgeschlossen. Wie ein kühner Gebieter steht er unter den unzähligen, ihn in weitem Bogen umlagernden Gebirgsrücken und Spitzen da. Nur noch zwei weitere Gebirgshäupter, die ostwärts in einem Abstand von vielleicht je 3—5 Tagereisen fast ebenso majestätisch in die Wolken ragen, könnten sich mit dem Kupe um den Rang streiten.“ Die vielen Sagen und Berichte der Eingebornen über Feuer- und Aschenregen, über feurige Wagen, heftiges Donnergetöse und sonstige schreckhafte Erscheinungen lassen annehmen, dass die Zeit seiner vulkanischen Tätigkeit nicht allzuweit zurückliegt.

Nach langem, anstrengendem Marsche wurde das Mfun-Dorf des Häuptlings Ngom erreicht. Hier erfuhren sie zu ihrer Verwunderung, dass der Didombe-Fluss (ein Nebenfluss des Wuri) nur etwa 4—5 Stunden entfernt sei. Der Häuptling, der sich am Flusse befand, wurde zurückgeholt. Dieser hatte in seinem

Dorfe bereits die Sonntagsfeier eingeführt, aber die Leute waren mit ihrem, aus einer Pflanzenschnur und sieben verschiebbaren Stäbchen bestehenden Kalender aus dem Geleise gekommen und nahmen den Dienstag für den Sonntag. Sofort wurde nun der Kalender korrigiert. Bis der Häuptling zurückkam, besuchte A. verschiedene Mfun-Dörfer.

Inzwischen hatte sich Wittwer's Zustand durch immer wiederkehrende Fieberanfälle so verschlimmert, dass er die Rückreise anzutreten genötigt war. Die drei von Autenrieth zurückgelassenen Jünglinge und einige Leute des Häuptlings trugen den Kranken mit unsäglicher Mühe nach Nyanga am Didombe-Fluss, von wo er in einem von Duala-Händlern gemieteten Kanu den Didombe und Wuri hinab und den Abo hinauf nach Mangamba gelangte, wo er sich nach und nach erholte. Sein Begleiter sollte noch lange die Bitterkeit dieser Trennung verspüren, denn nach einigen Tagen warf ihm ein vorbeiziehender Händler das Wort in den Weg: „Der Weisse in Mfun ist gestorben.“ Fast vier Wochen trug er die quälende Ungewissheit über das Schicksal seines Mitarbeiters mit sich herum, die ihm manche Abendstunde in der wildfremden Umgebung verbitterte. Um so grösser war die Freude, als er bei der Rückkehr den Freund am Leben fand. Am 20. Juni marschierte A. an der Spitze seiner kleinen Schar dem unbekanntem Innern zu. Der Weg führte zunächst durch freies Gelände mit schönen Pflanzungen, die mit kleinen Dörfern und prächtigem Hochwald abwechselten. Zahlreiche Elefantenspuren waren auf dem Wege zu sehen. Neuerdings wird diesem Waldriesen stark mit Feuerwaffen zugesetzt, da ein Zauberkünstler eine Medizin erfunden hat und um teures Geld verkauft, die den Schützen für den Elefanten unsichtbar machen soll. Dass trotzdem mancher tollkühne Jäger sein Leben einbüsst, tut diesem wunderkräftigen Mittel keinen Eintrag.

Im Dorfe Lom betraten sie wieder das Gebiet des Mamelostammes. Sie befanden sich hier nahe am Fusse des Kupe, der von Zeit zu Zeit durch kleine Lichtungen hindurch in seiner ganzen Grösse zu sehen war. Der Weg führte in westlicher Richtung im Halbkreise um denselben herum. Hinter Lom kamen sie in einen fünf Stunden breiten, unbewohnten Urwaldgürtel, in dessen düsterem Schatten sie sich über Berg und Tal, über Stock und Stein durcharbeiteten. Der Hauptsache nach befanden sie sich in einem breiten Pass zwischen dem Kupe und einem kleineren,

ebenfalls steilen Berge, so dass sie durch ein mächtiges Tor vom Niederland der Küstenzone in das wildromantische Gebirgsland des Innern eintraten. Die einzigen Menschen, die ihnen begegneten, waren der 14-jährige Häuptling des nächsten Nkosidorfes Ngab mit einigen seiner Getreuen. Er wollte einige selbstgefertigte Körbchen nach Lom oder Mfun zu Markte tragen, liess sich aber gutmütig zur Rückkehr in sein Dorf, das heutige Reiseziel der Karawane, bewegen, und übertrug den gewichtigen Handel einem seiner Leute. Nach langem, beschwerlichem Marsch wurden die auftauchenden schönen Pflanzungen des ersten Nkosi-Dorfes begrüsst. Während Weiber und Kinder auseinanderstoben und sich versteckten, wurden die Reisenden von einigen beherzten Männern freundlich begrüsst. Am Opferplatz der Geister vor dem Dorfe sammelte man sich und zog in geschlossener Reihe in Ngab ein. Das Staunen der Mannschaft wollte kein Ende nehmen, denn man ist hier wie in eine andere Welt versetzt. Nicht nur bietet die grossartige Gebirgswelt ein ganz anderes Landschaftsbild als das niedere, gleichförmige Küstengebiet, auch die Anlage der Dörfer und der Bau ihrer Hütten ist überraschend.

Statt der in einem Dickicht von Pisangpflanzungen unregelmässig zerstreuten Ansiedelungen und viereckigen Hütten an der Küste ist hier eine regelmässige Dorfanlage, deren runde Hütten mit hohen, turmartigen Dächern einen stattlichen Anblick bieten. Die Dorfstrasse ist breit, rein gehalten, und führt zwischen den Hüttenreihen von einem Ende der Ortschaft zum andern. Das reichliche Gross- und Kleinvieh wird durch zwei hinter den Hütten hinlaufende Zäune vom Dorfe abgeschlossen. In den Hütten selbst, deren Eingang nur etwa 80 cm hoch ist, sind die Luftverhältnisse weit besser als in den Hütten der Küstendörfer. Ehe A. und sein Begleiter sich in ihren Turm verkrochen, wurde den Dorfbewohnern und einer von Norden kommenden Karavane eine Ansprache gehalten, wobei die babylonische Sprachverwirrung dieser Stämme sich hindernd geltend machte. A. sprach in Duala, sein Gehülfe Abel wiederholte das Gesagte in Abo, das anfangs nicht verstanden wurde, bis einige gereiste Männer den Sinn kapierten und den Leuten auseinandersetzten. Jeden Augenblick blieben aber die Redner stecken oder brachte einer seine Sache unrichtig vor, so dass es zu allerlei erregtem Wortwechsel kam. Es musste wieder von vorn angefangen werden, Abel musste schwierige Stellen wiederholen, so dass schliesslich das Gesagte sich klar

herausschälte und die Zuhörer ihre Zustimmung aussprechen konnten. Zum Schlusse begehrten die leidenschaftlichen Schnupfer einen guten „tako“ (Schnupftabak). Dieses beliebte Genussmittel wird aus zerstoßenem starkem amerikanischem Blättertabak unter Beimischung eines doppelten Quantums Holzrasche und etwa eines Zehntels afrikanischen Pfeffers hergestellt.

Während des dreitägigen Aufenthalts in Ngab erhielt Autenrieth einen sehr günstigen Eindruck vom Nkosi-Stamme, der sich in der Folge bestätigte. Nirgends hat er mehr Freundlichkeit erfahren, nirgends friedlicher verkehren können und nirgends ein anständigeres Benehmen angetroffen als bei diesem Stamme, und die anfängliche Furcht vor dem Europäer verwandelte sich bei manchen in erfreuliche Zutraulichkeit. Einheimische Nahrungsmittel, wie Pisang, Mais, Zuckerrohr, Yams, Makobo (Colocasia-Knolle), Hühner, Eier, Elefanten-, Antilopen-, Ziegen- und anderes Fleisch waren billig und genügend zu bekommen. Sogar gekochte Speisen wurden ihm entweder geschenkt oder gegen Bezahlung von 2—3 Tabakblättern zugetragen. Eine originelle Erscheinung war der freiwillige Dolmetscher in Nkosi, der den Sinn von A.'s Reden am besten verstand und nun, im Gesicht und auf der Brust durch Tätowierungen verunstaltet, mit einem kühnen Kriegshelm aus Affenfell auf dem Kopfe und einem langen Spiess in der Hand, einem richtigen Räuberhauptmann gleichend, das Gesprochene seinen Landsleuten klar zu machen suchte. Aber in Afrika herrscht die Mode noch nicht, und auch A.'s Aufzug war nach dem Marsche durch die afrikanische Wildnis nichts weniger als tadellos.

Von Nkosi führte der Weg meist durch Urwald, über sumpfige Strecken oder loses Basaltgeröll und schwarzen Lavaboden und ging langsam an der nördlichen Seite des Kupe aufwärts, was sich allmählich durch eine kühlere Luft bemerklich machte. Im nächsten Dorfe Nkuse wurden eben mit grossem Gepränge Totenfeierlichkeiten gehalten, wobei die kostümierten Angehörigen eines Geheimbundes nach dem Takt einer mark- und beinerschütternden Instrumentalmusik kunstvolle, graziöse Tänze aufführten. Die Kostüme zeigten bessere Weberei und Vertrautheit mit der Anwendung von Farbstoffen; aus den eisernen Handtrommeln, auf welche halbgewachsene Burschen loshämmerten, liess sich auf eine verhältnismässig entwickelte Schmiedekunst schliessen. Schauerlich war der Zusammenklang der Schellen, Hörner, Trom-

meln und des Saitenspiels. Die Tänzer hatten das Gesicht mit einem leichten schwarzen Tuche bedeckt, an welchem zwei hellgelbe Früchte in schreckhafter Weise die Augen bezeichneten. Die hochgewachsenen Leute erschienen noch grösser in ihren turmartigen, mit roten Papageiefedern besetzten Helmen.

Von Mpula, wo die Stimmung der Leute nicht besonders günstig war, ging die Reise weiter nach Nyasoso, das auf einer freien Terrasse von circa 750 m Höhe eine ausgezeichnete Lage hat mit schöner Aussicht und herrlicher Luft. Trotzdem die Leute der Meinung waren, Zintgraff habe den Häuptling, der kurz nach seinem Besuche starb, verzaubert und seine Seele mit nach Westen genommen, wurde A. von dessen Nachfolger Sona freundlich zum Bleiben eingeladen und ihm ein Ochse als Geschenk angeboten. Als dieser ihm aber versicherte, dass ein Ochse „seinen Magen übertreffe“, wurde für den ersten Hunger ein Huhn und noch am Abend eine Ziege, die sich geflüchtet hatte und aus dem Wald zurückgeholt werden musste, eingeliefert. A. machte Nyasoso für drei Wochen zu seinem Standquartier im Nkosigebiet. Unbelästigt durch Zudringlichkeit und Bettelei und angeheimelt durch Freundlichkeit und Zutraulichkeit der Leute, fühlte er sich bald wohl unter ihnen. Da die Ankunft auf einen Samstag fiel, teilte A. dem Häuptling mit, dass der nächste Tag Sonntag sei, an dem er nichts einkaufe. Auch möchte jeder Lärm vermieden werden, dagegen sei jedermann morgens und abends, wenn die Glocke läute, eingeladen, vor seine Hütte zu kommen. Während an der Küste solche Wünsche oft wenig Beachtung finden, war es hier anders. Am Samstag abends warf sich Sona in seine Gala-Tracht, bestehend aus einem einst schön gewesenen, jetzt aber mit Fransen, Löchern und herunterhängenden Lappen gezierten, europäischen Rock, einer helmartigen Mütze aus Affenfell, etwas schief auf den Kopf gesetzt, einem ganzen Lendentuch statt des üblichen halben und einem grossen Stock. Mit einer eisernen Handtrommel klappernd, durchschritt er gemessenen Ganges das Dorf und verkündigte in Abständen von etwa 100 m das neue Sonntagsgesetz und die Einladung zum „Sango“ (Herrn) behufs Teilnahme am Gottesdienst. Die Verordnung wurde buchstäblich befolgt, und am Sonntag herrschte eine Stille im Dorfe, die an englische Sonntagsruhe erinnerte.

In der herrlichen Luft, bei einer Temperatur, die in drei

Wochen nur ein Mal auf 20° R stieg, gewöhnlich aber morgens 16° und mittags 18—19° R betrug, zog es A. mächtig ins Weite. Er wollte am 26. Juni seine Ausflüge beginnen, als er von einem heftigen, wahrscheinlich in den durchwanderten Sümpfen aufgelesenen Fieber niedergeworfen wurde, das eine Woche anhielt. Es fehlte an Chinin, dessen Vorrat Wittwer mitgegeben worden war, und zudem stellte sich ausgiebiger Regen ein, so dass bei dem schadhafte Zustande des Daches kaum ein trockener Platz für die Hängematte zu finden war. Mittlerweile hatte sich das Gerücht von der Ankunft des Weissen nach den in nordöstlicher Richtung gelegenen Bezirken Sundem und Ngombo verbreitet und überall Furcht und Schrecken verbreitet, denn es stand seit Zintgraff's Besuch in Nyasoso bei den Leuten fest, dass überall, wo der weisse Mann seinen Fuss hinsetze, das Unglück nachfolge, weil er unter allen Menschen die grösste Zauberkraft besitze. Alle Ueberredungsversuche bei Durchreisenden aus diesen Gegenden führten zu nichts, so dass schliesslich A. aus Rücksicht auf den Häuptling von Nyasoso von seinem Plane, nach Nordosten zu reisen, abstand. Am 3. Juli ging er mit einem Mann aus Nkosi, der als Führer diente, nordwärts. Zwei Stunden dauerte der jähe Abstieg, wobei man sich an Wurzeln und Gezweig festhalten musste, und bald war dann das in einer flachen Talsohle liegende ansehnliche Dorf Nkosi erreicht. Beim Anblick des Weissen rannten die erschrockenen Bewohner ins Gebüsch. Der Häuptling war nicht zu finden, er sei „nach Osten“ verreist. Endlich wurde ein Strohhalm vorgeschoben, der die Angst nicht verbergen konnte. Nach und nach gelang es dem Missionar, das Vertrauen einigermaßen herzustellen, die Leute aus dem Busch herauszulocken und zu ihnen zu reden. Den Dolmetscher machte ein gutmütiger, etwas ungelinker Junge aus Balong, dessen Gesticulationen mit dem ganzen Körper, gewaltiges singendes Pathos und hartnäckiges Steckenbleiben jede andere als eine afrikanische Versammlung zum Lachen gereizt hätte. Nachher erhielt A. Quartier in einer grossen, bresthaften Hütte. Als er seine Hängematte am Balkengerüst, das zum Aufbewahren des Brennholzes diente, befestigt und eingenommen hatte, brach alles mit ihm zusammen, und ein vierkantiger Balken brachte ihm eine klaffende Wunde an der Stirne bei. Davon durften aber die Dorfleute, die den Vorfall als böses Omen betrachtet hätten, nichts erfahren. Nach Anlegen eines Verbandes ging er, den Hut tief in die Stirne

gedrückt, in die Hütte der Träger und legte sich unbemerkt nieder. Am Morgen waren die Schmerzen weg, so dass A. drei Stunden marschieren konnte, den Hut immer fest auf dem Kopfe.

Auch in dem hübsch angelegten Dikuma war der Häuptling „in den Osten“ verreist, wie auch die Häupter von zwei hinter Dikuma gelegenen Dörfern. Doch gelang es, zu den Leuten zu reden, die in respektvoller Entfernung von den Weissen sich hielten. Der freundliche Balong-Junge begleitete freiwillig die Reisenden als Dolmetscher.

In Makasa, das in drei gleichlaufenden Reihen auf Basaltfelsen angelegt ist, stiessen sie auf entschiedene Abneigung. Die Leute liefen zwar nicht davon, gingen aber finster und schweigend an den Fremden vorüber. Endlich führte sie ein Mann in seine Hütte und fragte streng, ob sie nicht wüssten, dass kein Weisser in ihr Dorf kommen dürfe. Durch freundliches Zureden gewann der waffenlose Fremde des Mannes Herz, der nun die im Götzenhause versammelten Dorfbewohner beruhigte. A. konnte ihnen in der Götzenhütte selbst eine Ansprache halten und durch gegenseitige Geschenke wurde ein freundschaftliches Verhältnis hergestellt.

Makasa war der am weitesten landeinwärts gelegene Punkt der Reise. Nach Norden hin wäre vielleicht ein Weg offen gewesen, aber da derselbe anderthalb Tagreisen durch unbewohnten Urwald führt und das Uebersetzen eines Flusses (wahrscheinlich des Mungo) Schwierigkeiten bereitet hätte, kehrte A. nach Nyasoso zurück, wo er sich mit der Sprache und mit Erkundigen über Ausdehnung des Nkosi-Stammes und seines Sprachgebietes beschäftigte. Auch stellten sich Kranke zur Behandlung ein, andere boten Felle von Antilopen, Leoparden, Tigerkatzen, Affen etc. zum Verkaufe. Auch das ergötzliche Schauspiel der feierlichen Rückkehr vieler Dorfleute von einer erfolgreichen Elefantenjagd wurde ihm zuteil.

Unter vielen Glückwünschen zur Heimreise und Aufforderungen zum Wiederkommen wurde von dem freundlichen Häuptling Sona und dem liebgewordenen Nyasoso Abschied genommen und über Ngab, Lom und Mfun der Rückweg angetreten. In Lom stiessen fünf früher zurückgesandte Träger zu ihnen, die die Besorgnis um das Schicksal der Reisenden in das gefürchtete Innere zurückgetrieben hatte, trotz allen Abratens ihrer Angehörigen. Diese Sorge war ebenso rührend, als sie unnötig war.

Der Plan, von Mfun die Richtung nach Südwesten einzu-

schlagen, musste des Regens und der hochgehenden Bäche wegen aufgegeben werden. Auch drängte der Häuptling Ngom, sich seiner totkranken Frau anzunehmen, was mit Erfolg geschah; nach drei Tagen trat Besserung ein. Diesem Umstande hatte es A. zu danken, dass er der Habgier dieses Zaunkönigs entging. Bereits hatte dieser eine Kiste mit Tabak und Zeugen im Wert von 60 Mark mit Beschlag belegt und in ein entferntes Dorf schleppen lassen und hätte gern noch einen Rock, ein seidenes Lendentuch u. s. w. herausgeschlagen mit der Begründung, er sei eben ein Mann, der nichts verberge, sondern alles, was er in seinem Herzen habe, „in den Hof hinausstelle“. A. antwortete ihm: „Es ist recht und gut, dass du alles gerade heraussagst, was du in deinem Herzen hast. So passen wir als Freunde zusammen, denn ich bin in diesem Stück genau derselbe Mann wie du und liebe ebenfalls, „alles in den Hof hinauszustellen“. Ich bin auch traurig und mein Herz sagt mir: in Mfun bist du schlechter weggekommen als an allen anderen Orten. Tag und Nacht habe ich mich um dein Weib gesorgt, bin drei Tage dageblieben, habe mein Bestes und Nötigstes für sie aufgewandt und trotz alledem nicht einmal einen Bissen zu essen bekommen. Als dein Freund habe ich noch keine Silbe von Bezahlung geäußert, weil ich glaubte, du habest Augen, um zu sehen, was ich an deiner Frau getan habe und werdest mir nun selber ein Geschenk geben. (A. hatte ihm bei der Ankunft ein solches im Wert von 15—20 Mark gemacht.) Alles, was ich von dir erhalten habe, ist nichts als eine magere Ziege, und über das kleine Geschenk ist mein Herz so traurig wie das deinige“. Damit war die Begehrlichkeit abgeschlagen. Der Häuptling sagte: „Sango, es ist Wahrheit in deinen Worten und ich bin deinem Richterspruch erlegen, aber leg' dich jetzt nur ruhig schlafen; ehe du gehst, will ich dir noch ein derartiges Essen vorsetzen, dass dein Herz sicherlich wieder an den richtigen Platz kommt.“ Unbilligen Forderungen gegenüber fährt man in Afrika am besten, wenn man afrikanisch und nicht europäisch handelt, d. h. mit einer tüchtigen Gegenforderung statt mit einer gutgemeinten Zurückweisung antwortet. Nur muss es mit Ruhe und womöglich mit Humor geschehen, wozu man leider nicht immer in der gleichmütigen und geduldigen Verfassung ist.

Von Mfun wurde ein Teil der Mannschaft über Fan heimgeschickt, A. mit den andern strebte in südöstlicher Richtung

dem Didombe-Fluss zu. Nach vierstündigem, strammem Marsch wurde Nyanga erreicht und von dort flussabwärts nach Baiseng gefahren, wo die Reisenden freundlich aufgenommen wurden. Nach einem vierstündigen Weitemarsch kam in der Ferne ein weisser Punkt in Sicht, dem man nach 41tägigem, strapaziösem Buschleben als Heimatsort mit Verlangen entgegenstrebte, und dessen Anblick unwillkürlich die Schritte beschleunigte. Ueber Besungkang wurde am 22. Juli der schöne Mangamba-Hügel erreicht.

Bücherbesprechung.

Atlas für Handelsschulen. Gezeichnet und redigiert von Dr. *K. Peucker*. Fachmännisch bearbeitet von Dr. *Th. Cicalek*, *J. G. Rothang*, Dr. *K. Zehden*. 36 Hauptkarten mit 64 Nebenkarten, Diagrammen, Stadt- und Hafentplänen. Preis geb. fl. 3. 75. Wien 1896. Verlag von Artaria & Cie.

Der vorliegende Atlas für zweiklassige und höhere Handelsschulen, dem vor einigen Jahren ein kleinerer „Atlas für kommerzielle Lehranstalten“ aus demselben Verlage vorausgegangen ist, bezeichnet eine tiefgreifende Neuerung auf dem Gebiete des Kartenwesens. Nicht das handels- und verkehrsgeographische Element ist es, das einer umgestaltenden Methode gerufen hätte — die Darstellung der für den Handelsschüler vor allem wichtigen Momente tritt sogar auffallend stark in den Hintergrund —; die entscheidende Umgestaltung betrifft vielmehr die Art und Weise, mit der die Herausgeber an die Geländedarstellung herangetreten sind. Die topographischen Kartenwerke neuerer Zeit haben fast alle das System der Höhenschichten zur Grundlage genommen, und an einigen Orten ist man so weit gegangen, den Kurven dadurch mehr Leben einzuhauchen, dass man ihre Zwischenräume je nach der verschiedenen Höhe mit verschiedenen Farben auszeichnete. So entstanden unsere prächtigen Touristenkarten des Engadins, des Glarner- und Bernerobersandes, des Säntisgebietes und anderer bevorzugter Gegenden, so die schöne Schulwandkarte der Kantone St. Gallen und Appenzell. Den Zeichnern dieser Kunstwerke im vollsten Sinne des Wortes schwebte als Ziel vor Augen, die wahre Bodengestalt eines Landes in möglichst reliefartiger Weise auf das Papier zu bringen, und der Eindruck eines *Reliefs* ist es denn auch, der auf solche Art hervorgerufen wird.

Dieselbe Manier, nur in der Ausführung etwas verschieden und dem kleinen Masstab von Atlasblättern angepasst, ist in dem uns vorliegenden Handelsatlas zur Verwendung gekommen. Die physikalischen Blätter bringen denn auch die Unebenheiten des Terrains in selten gesehener Klarheit und Deutlichkeit zur Darstellung; eine prächtige Plastik zeigen z. B. die Karten des Deutschen Reiches oder diejenige von Südamerika, während die Schweiz